

# WERNER SONNE

## UND DER ZUKUNFT ZUGEWANDT

*Roman*

BLOOMSBURY BERLIN



Werner Sonne

Und der Zukunft  
zugewandt

Roman

BLOOMSBURY BERLIN

BLOOMSBURY PUBLISHING • LONDON • NEW YORK • BERLIN

*Es war ein Mann im Lande Uz, der hieß Hiob. Der war fromm und rechtschaffen, gottesfürchtig und mied das Böse.*

*Der Herr sprach zu dem Satan: Siehe da, er sei in deiner Hand, doch schone sein Leben.*

*Aus dem Buch Hiob*

21. April 1945  
KZ Sachsenhausen, Brandenburg

**E**r reckte den Hals, um sie zu sehen, und für einen Moment hatte er das Brot vergessen. Klaus Weinert merkte, wie sein Atem schneller ging. Ob sie dabei war?

Der Wind trug die Stimmen herüber. »Los, los, macht schon, alle in Reih und Glied«, bellte der SS-Aufpasser, ein hagerer, kleiner Mann, der nervös neben der Kolonne der Frauen auf und ab lief, die sich auf dem Appellhof aufgestellt hatten, zu weit, um ihre Gesichter zu erkennen. Immer fünfhundert, so lauteten die Befehle für den Marsch, die vollkommen unerwartet ausgegeben worden waren.

Klaus ließ den Blick über die Kolonne wandern, suchte nach Rebeccas rotem Haar, sah jedoch nur uniforme Gestalten in der gestreiften Häftlingskleidung, die Haare versteckt unter flachen, kreisrunden Kappen, dicht aneinandergedrängt, ängstlich.

»He, ihr da«, vernahm er eine Stimme, die ihm bekannt vorkam. »Nicht einschlafen, verdammtes Pack.« Er hörte das Knallen einer ledernen Reitpeitsche. Das Brot, durchzuckte es Klaus, du musst es bekommen, sonst wirst du es nicht schaffen.

Vor ihm der Lastwagen mit dem Brot, gut hundert Meter entfernt die Kolonne aus dem Frauenlager, das die SS am Abend zuvor überraschend geöffnet hatte. Was, dachte er, wenn er einfach hinüberlaufen würde zu ihrer Kolonne, ihren Namen rufen würde?

Wieder das Knallen der Peitsche, dicht an seinem Ohr.

»Da geht sie hin, dein Flittchen.« Klaus drehte sich um. Neben ihm stand Anton Mehring, die Peitsche schlagbereit in der rechten Hand.

Der SS-Oberscharführer grinste und zeigte dabei seine Zähne, von denen zwei vergoldet waren. Klaus merkte, wie ihm das Blut in den Kopf schoss. Mehring grinste immer noch. »Eigentlich schade, dass unser Täubchen jetzt davonfliegt. So zart, so schön, ach ja, und so willig«, sagte er. »Wirklich schade, Weinert, oder?« Mehring ließ noch einmal die Peitsche knallen und wendete sich dann ab.

Die Schlange vor dem Lastwagen rückte vor, die Häftlinge drängelten sich. Er spürte einen leichten Stoß im Rücken. Klaus drehte sich um. Er schaute in tiefliegende wasserblaue Augen, ein eingefallenes Gesicht, über dessen Wangenknochen sich eine gelbliche dünne Haut spannte, schütteres Haar, dunkel, jenseits der fünfzig. Die Augen blickten ihn erschrocken an. Die Hand des Mannes tastete nach seinem Arm, um sich daran festzuhalten. Weinert versuchte, die Hand zu greifen, den Mann zu stabilisieren. Einen Moment noch stand er schwankend, dann sank er in sich zusammen.

Klaus wollte sich hinknien, ihm wieder auf die Beine helfen.

»Liegen lassen«, hörte er wieder die Stimme von vorn, dort, wo immer wieder einer der Männer in den Häftlingsanzügen die Hand ausstreckte und einen Laib Brot entgegennahm. Mehring hob seine Maschinenpistole.

»Mach schon voran, geh endlich«, zischte der Häftling hinter Klaus und gab ihm einen Tritt ans Bein. Die Schlange machte einen Bogen um den leblos daliegenden Mann, langsam, schleppend rückten die Füße vor.

Der Lastwagen mit dem Brot war nur noch zwanzig Meter entfernt. Immer wieder langte der Kapo hinter sich und reichte ein Brot herunter. Mehring sah mit starrem Gesichtsausdruck zu.

»Beeilt euch, Bewegung, muss ich euch Beine machen?«, brüllte der Oberscharführer schließlich. Eilig rückte die Schlange vor. Noch fünfzehn Meter. Klaus glaubte vor sich, nahe dem Lastwagen, den Hinterkopf von Gerhard Büchner zu erkennen, gefolgt von zwei

jüngeren Männern, die wie Büchner ein rotes Dreieck auf ihrer Häftlingsjacke trugen. Es wies sie als Politische aus. Sie hielten zusammen, auch hier, dachte er. Büchner war nun an der Reihe. Er langte nach oben, empfing sein Brot. Auch die beiden anderen streckten die Hände aus und bekamen ihre Ration. Zehn Meter, schätzte Klaus. Der Kapo griff noch ein paar Mal hinter sich in einen der Kartons, dann zuckte er mit den Achseln. »Schluss«, sagte er.

Klaus war nun auf etwa drei Meter an den Lastwagen herangerückt. »Schluss«, sagte der Kapo noch einmal und sprang von der Ladefläche herunter. Die Häftlinge hinter Klaus drängten nach vorn, sie wollten nicht glauben, dass der Brotvorrat zu Ende gegangen war, ohne sie. Janusz, der Pole, fing an zu schreien. »Schweine, verdammte Schweine, lasst uns hier verrecken!«

Mehring nahm seine Maschinenpistole und schlug dem Häftling mit dem Kolben gegen den Kopf. Der Pole sackte zusammen. Mehring machte sich keine Mühe, sorgfältig zu zielen. Er schoss sein halbes Magazin in den sich aufbäumenden Körper.

»Aufstellen, fertig zum Abmarsch, zack, zack«, schrie er. »Wird's bald?« Hastig bildeten die Häftlinge wieder eine Schlange. Auch Klaus reihte sich ein. Er stand nun neben Gerhard, der das Brot unter den Arm geklemmt hatte. Er konnte es riechen, es war offenbar erst in der Nacht gebacken worden. Ein Gefühl der Schwäche drohte ihn zu übermannen. Er hatte sich daran gewöhnt, Hunger zu haben, immer nur Hunger. Aber der Geruch des frischen Brots war zu viel. Einen Moment lang war er versucht, Büchner den Laib einfach zu entreißen, seine Zähne hineinzugraben, es hinunterzuschlingen, egal, was dann passierte.

Vor sich, in Richtung Tor, beobachtete er, wie die Frauenkolonne sich langsam in Bewegung setzte. Auch die weiblichen Häftlinge wurden auf den Marsch geschickt, über dreißigtausend Lagerinsassen insgesamt.

Zu spät, stöhnte er innerlich, es ist zu spät.

Ihr Gesicht voller Staub, grau, ihr Haar durchdrungen von Mörtel und kleinen Steinen. So hatte er sie gefunden, in den Trümmern nach dem Bombenangriff. Er hatte sie ausgegraben, mit bloßen Händen hatte er den Schutt weggeräumt, als die Alliierten die Heinkel-Flugzeugwerke in Oranienburg bombardiert hatten, in denen die Häftlinge aus dem KZ arbeiten mussten. Rebecca hatte schwere Prellungen am Kopf und an den Armen, sie war bewusstlos, aber sie lebte, hatte den Angriff überlebt, bei dem Hunderte Häftlinge gestorben waren. Er hatte sie in den Armen gehalten, bis sie wieder zu sich gekommen war.

Dann war es passiert. Klaus hatte zugegriffen, einen Tag später. Ein halbes Brot und eine Wurst ließ er bei der Essensausgabe in der Fabrik schnell unter seiner Jacke verschwinden, um es ihr zu geben, damit sie wieder zu Kräften kam. Rebecca war Halbjüdin, aus Lodz, ihr Vater war Deutscher, ihre Mutter polnische Jüdin. Ihre vollen roten Haare machten sie zu einer Schönheit, sie stach heraus, und die SS-Bewacher hatten immer ein Auge auf ihr, irgendeiner hielt immer seine Hand über sie, wenn andere Frauen ausgemergelt in die Todeslager geschickt wurden.

Mehring, der an diesem Tag das Bewachungskommando angeführt hatte, hatte den Diebstahl beobachtet. Grinsend hatte er seine 08-Pistole aus der Ledertasche gezogen und auf Klaus angelegt.

»Auf die Knie, du Saukerl, dir werd ich das Gehirn rauspusten«, hatte Mehring geschrien. Rebecca war dazwischengetreten, hatte Mehring bei der Hand genommen und war mit ihm verschwunden, in ein Büro, dessen Tür sie zugezogen hatte. Später war Mehring herausgekommen, hatte den Gürtel seiner Hose geschlossen und ihn keines Blickes gewürdigt. Nach einer Weile kam auch Rebecca aus der Tür, ihre Haare zerzaust. Klaus trat auf sie zu, versuchte, sie zu berühren, wollte ihr danken, suchte vergeblich nach Worten, stammelte nur. Hilflos, stumm standen sie sich gegenüber. Klaus wollte ihr über ihre Haare streicheln,

sie an sich ziehen, aber sie schlug die Augen nieder, ihr Gesicht blass, sie entzog sich ihm und verschwand zu ihrer Drehbank in dem Teil der Halle, der von den Bomben verschont worden war.

Das war vor wenigen Wochen gewesen. Immer wieder, mit jedem Tag mehr, hatte Klaus ihre Nähe gesucht, und unter einer Treppe hatte er sie endlich umarmt. Sie ließ es geschehen, verlegen, mit einem Gesichtsausdruck, den er nicht zu deuten wusste.

Jetzt stand er auf dem Appellplatz und sah zu, wie die Kolonne der Frauen aus seinem Blick verschwand.

»Los, ohne Tritt marsch«, riss ihn Mehring aus den Gedanken. Die Schlange setzte sich in Bewegung. Alle zwanzig Meter hatte sich ein weiterer Aufpasser aufgestellt. Klaus sah auf der rechten Seite eine Gestalt, die ihm irgendwie vertraut vorkam, ein Junge beinahe noch, der in einer viel zu weiten Uniform steckte, den Stahlhelm tief ins Gesicht gerückt, am Gurt über der Schulter einen alten Karabiner 98 K. Das kann nicht sein, das ist absurd, dachte er. Der Junge in der SS-Uniform starrte auf den von Tausenden von Füßen festgetretenen Boden des Appellplatzes.

»Romani?«, flüsterte Klaus. Der Junge reagierte nicht, blickte starr nach vorn. »Romani? Romani Eckstein?«, versuchte er es noch einmal. Keine Reaktion.

Vielleicht war er es dennoch. In den letzten Stunden hatte die SS viele Häftlinge in ihre Uniform gezwungen, und jetzt hatten sie ihnen sogar Gewehre in die Hand gedrückt. Die Devise war einfach: Entweder ihr macht mit, oder wir knallen euch ab. Sie brauchten Unterstützung, die Marschkolonnen der über Dreißigtausend waren anders nicht zu kontrollieren. Die Männer stolperten nach vorn, dem Tor entgegen, über das sich der Bogen mit der Aufschrift spannte: Arbeit macht frei.

Es hatte zu regnen begonnen. Der Wind frischte auf, zerrte an den Bäumen, die die enge Allee säumten, und in den Regen mischte sich

bald Graupel. Die dünne Häftlingskleidung klebte nass und schwer am Körper. Sie mussten etwa vier Stunden marschiert sein, immer gen Norden, als Klaus den Schuss hörte. Er drehte sich um und sah, wie der Oberscharführer Mehring sich aufrichtete und seine o8 in den Gürtel steckte. Im Straßengraben lag zusammengekrümmt eine Gestalt in gestreiftem Hemd.

»Weiter, weiter«, schrie Mehring, und die Kolonne, die einen Moment zum Stillstand gekommen war, setzte sich wieder in Bewegung. Mehring war geübt in Genickschüssen. Er war dabei gewesen, als die SS in Sachsenhausen achtzehntausend sowjetische Kriegsgefangene hingerichtet hatte, alle durch Genickschuss.

»Noch jemand?«, höhnte er. »Wer stehen bleibt, den nehm ich mir vor, verlasst euch drauf.«

Klaus spürte den Hunger. Er erinnerte sich an den Geruch des Brots, sog die Luft tief ein, versuchte sich vorzustellen, wie es sein würde, wenn er jetzt hineinbeißen könnte, in ein warmes, frisches Brot. Es gelang ihm, diese Vorstellung weiter auszumalen, ein Tisch, weiß gedeckt, heißer Kaffee, Butter, Wurst, Erdbeermarmelade, selbst gemacht. Die Wolken rissen für einen kurzen Augenblick auf, ließen eine grelle Frühlingssonne durch, die Wärme spendete, unvermutet, die Augen blendend. Die Kolonne blieb stehen, selbst die Aufpasser schienen die warmen Strahlen zu genießen. Mehring, der sich hinter einem Baum erleichtert hatte, kam angerannt. »Ihr faulen Säcke!«, schrie er. »Ich werde euch Beine machen.« Sofort begann wieder das Schlurfen der Schritte, eintönig, stumpf.

Der Wind schob die Wolken zusammen, verdunkelte die Sonne, und erneut legte sich bleiernes Grau über die Felder.

Klaus konzentrierte sich auf den Rücken des Mannes vor ihm. Die feuchte Kälte zerrte an seinen Narben am rechten Oberschenkel und an der unteren Bauchdecke, wo die Splitter einer Handgranate ihn getroffen hatten, vor zwei Jahren im Winter von Stalingrad. Es war

seine Fahrkarte aus der Hölle gewesen. Nach der JU-52, die ihn im Schneesturm herausgeflogen hatte, hatte nur noch eine starten können. Er hatte wirklich Glück gehabt. Und einen Orden bekam er auch noch. Doch dann kam die Aktion Gitter. Im August 44, nach dem Attentat auf Hitler. Die Gestapo arbeitete systematisch die Listen mit den Politischen ab: die Kommunisten, die Sozialdemokraten, die Zentrumspolitiker, alle, die irgendwann in ihre Akten geraten waren. Dabei war es egal, ob sie im Widerstand aktiv gewesen waren oder früher in Parteien gearbeitet hatten, die die Nazis als Gefahr ansahen. In der Akte Weinert fanden sie den Hinweis auf die Schutzhaft im KZ Sachsenhausen von 1938 bis 1939, wegen seiner Arbeit für die SPD bei Siemens in Berlin. Er hatte Glück – zumindest glaubte er das damals, als er nach einem knappen Jahr wieder entlassen wurde. Doch vierzehn Tage später kam die Einberufung zur Wehrmacht. Polen, Frankreich, dann das Unternehmen Barbarossa, der Einmarsch in die Sowjetunion. Richtig genesen war er nie nach Stalingrad, deshalb hatten sie ihn nach der Verwundung aus der Wehrmacht entlassen und erneut zu Siemens geschickt. Dort hatte er wieder den Kontakt zu den Sozialdemokraten aufgenommen, die im Untergrund Widerstand zu organisieren versuchten. Bis die beiden Gestapo-Männer kamen – und er wieder in Sachsenhausen landete.

Mehring stampfte in seinen schweren Knobelbechern am Schluss der Kolonne. Er ließ den letzten Häftling seinen Tornister tragen. Am Tag nach dem Abmarsch hatte er zweiundzwanzigmal abgedrückt, unter seinen Opfern war auch eine Frau, am Vortag waren es achtzehn, die einfach weggesackt waren, erschöpft, ausgelaugt, von Mehring per Genickschuss niedergestreckt. Die Leichen ließen sie im Straßengraben liegen.

Klaus versuchte, Schritt zu halten, schaffte es aber kaum noch. Schon lange war jede Kraft aus ihm gewichen. Mehrfach hatte der Mann

hinter ihm ihm in die Ferse getreten, hatte sich fluchend und ängstlich zugleich nach hinten umgeschaut, wo er Mehring wusste. Dann fiel Klaus hin. Sofort teilte sich die Kolonne, er sah Beine um sich herum, weiter, nach vorne. Plötzlich fühlte er, wie er von hinten an der Schulter gepackt wurde. Mehring, dachte er und war fast dankbar. Jetzt würde es vorbei sein, jetzt gleich. Eine Hand zog ihn nach oben. »Steh auf, schnell«, zischte eine Stimme in sein Ohr. Eine zweite Hand griff nach ihm. Klaus kam langsam hoch, beinahe widerstrebend.

»Halt durch«, hörte er den Mann wieder sagen, dringlicher noch. Klaus blickte ihm ins Gesicht. Gerhard Büchner. Er nahm ihn beim Arm, stützte ihn. Klaus versuchte, wieder in den Takt der Schritte zu kommen. Er sagte kein Wort, die Kraft fehlte ihm.

Ein Bauernhof kam in Sicht, auf der Wiese daneben graste eine Herde Schafe.

»Schluss«, schrie Mehring von hinten, als sie vor dem Gehöft angelangt waren. Er stieß mit dem Kolben seiner Maschinenpistole an die Haustür. Nach einer Weile erschien das Gesicht einer alten Frau im Türspalt. »Setzen Sie mal Wasser auf.« Er reichte der Frau eine Konservendose. »Heiß machen, und wenn's geht, ein bisschen plötzlich. Wo ist der Bauer?«

Die Frau warf ihm einen wütenden Blick zu, nahm aber die Konservendose entgegen.

»An der Front«, sagte sie mit harter Stimme. »Und meine beiden Söhne auch. Der dritte ist gefallen, in Polen.«

Mehring zeigte auf einen kleinen Hügel unter dem Vordach einer Scheune, der mit einer Plane abgedeckt war. »Was ist das?«

»Alte Kartoffeln, Schweinefutter«, sagte die Frau.

Mehring nickte. »Muss mal austreten«, murmelte er und drängte an der Frau vorbei ins Haus. Sofort stürzten ein paar Häftlinge auf die Kartoffelmiete zu, zogen die Plane herunter, rissen die Kartoffeln an sich, schlangen sie hektisch hinunter.

Da kam Mehring zurück. »He, ihr seid wohl verrückt geworden!«, schrie er und feuerte auf die Gruppe, die sich um die Kartoffelmiete drängte. Vier Mann gingen zu Boden, die anderen sprangen auseinander.

Klaus hatte sich auf eine Treppenstufe am Hintereingang des Bauernhauses gesetzt, den Kopf in die Hände gestützt. Er war entschlossen, nicht wieder aufzustehen. Da spürte er einen Stoß in der Seite.

»Hier, nimm«, sagte Gerhard und reichte ihm ein halbes Brot. Einen Augenblick zögerte Klaus, ob er annehmen sollte. Es dauert so nur länger, dachte er.

Doch dann griff er zu, schlug die Zähne in den Brotlaib. »Langsam«, flüsterte Gerhard, »langsam«, und setzte sich neben ihn.

Klaus kaute weiter. Auch der dritte Tag ihres Marschs war grau und kalt gewesen. Längst hatten sie die weite mecklenburgische Weidenlandschaft erreicht. Jetzt riss der Himmel auf, und im Westen wurde das letzte Rot einer untergehenden Sonne sichtbar. Schwalben fegten im Tiefflug über den Hof, kleine Äste im Schnabel, und verschwanden unter dem Dach der Scheune.

»Hörst du?«, fragte Gerhard. Klaus hob den Kopf. Ein dumpfes, fernes Dröhnen war zu hören. Es schien über die Felder zu rollen.

»Artillerie«, sagte Gerhard, »sowjetische Artillerie. Vielleicht zwanzig, fünfundzwanzig Kilometer entfernt.«

Sie marschierten an der mit Maschinengewehren ausgerüsteten Postenkette der SS entlang in den Wald. Klaus hatte sich das Ortsschild am Straßenrand gemerkt: Below.

Der Schein kleiner Feuer zeigte in der Dunkelheit an, dass überall zwischen den Bäumen Häftlinge lagerten, die in alten Konservendosen versuchten, eine Suppe aus Gräsern und Brennesseln zu kochen. Mit Hilfe von Ästen und Zweigen hatten sie kleine Hütten gebaut. Klaus

stolperte über einen leblosen Körper. Er beugte sich hinunter, zog den ausgemergelten Leichnam unter einen Busch.

Der ganze Wald war umstellt, Teile einer SS-Panzerdivision riegelten die Zugänge ab. Mehring verschwand in Richtung der Verpflegungsstelle für die Wachmannschaften.

»Pass auf die Schweine auf«, warf er dem Jungen in der zu weiten Uniform zu, der unschlüssig an einem Baum lehnte, den Karabiner neben sich. »Wenn einer abhauen will, knall ihn ab.«

Der Junge hatte den Stahlhelm abgenommen und sich eine Zigarette angesteckt. Das Aufflackern des Streichholzes beleuchtete für einen Moment sein Gesicht. Klaus stockte der Atem. Er war es also doch. »Romani Eckstein?«, sagte er in die Dunkelheit hinein. Einen Augenblick sah er nur das Aufglühen der Zigarette. Dann bewegte sich der Junge auf ihn zu. Den Karabiner ließ er am Baum zurück.

Er holte eine neue Zigarette aus der obersten Tasche seiner Uniform und steckte sie an seiner an. Dann reichte er sie Klaus, der sie stumm entgegennahm und gierig den Rauch inhalierte.

Stumm standen sie eine Weile nebeneinander, den Rauch in die feuchtkalte Luft blasend. »Sie haben mich gezwungen«, sagte Romani schließlich. »Du hast es gesehen. Ich war bei der Wehrmacht, dann haben sie Jagd auf uns gemacht, alle Zigeuner zum Vergasen, hieß es plötzlich, und zwei Tage später war ich im KZ. Und als es in Sachsenhausen zu Ende ging, haben sie mich wieder in die Uniform gesteckt. Entweder du machst mit, oder du verreckst wie die anderen, haben sie gesagt.«

Er hielt inne. »Sie wollen euch töten. Euch alle«, fuhr er fort. »Sie haben es uns so nicht gesagt, aber ich hab es gehört, als die Offiziere darüber geredet haben. Wir marschieren nach Norden, an die Küste. Da sollt ihr alle auf Schiffe.« Er zog an seiner Zigarette. »Dann wollen sie die Schiffe mit den Häftlingen in der Ostsee versenken. Jedenfalls die, die dann noch am Leben sind.«

Der Junge holte seinen Tornister, der neben dem Karabiner am Baum lehnte, und kramte darin. Er zog eine Konservendose heraus und ein halbes Brot. Er machte Klaus ein Zeichen, sich auf den Boden zu setzen, öffnete mit seinem Bajonett geübt die Dose und zerschnitt das Fleisch. Dann zerbrach er das Brot mit den Händen und reichte es ihm. Klaus zögerte. »Nun mach schon«, sagte Romani. Er hielt ihm seine Feldflasche mit lauwarmem Tee hin.

Gemeinsam kauten sie schweigend. Aus der Ferne war wieder das Dröhnen der sowjetischen Artillerie zu hören, das sie nun schon seit Tagen begleitete.

»Am besten, du haust ab«, sagte der Junge plötzlich. »Wir haben Befehl, auf jeden zu schießen, der es versucht, aber« – er schob sich ein Stück Brot in den Mund – »sie werden dich umbringen, so oder so.« Er zog aus dem Tornister einen Flachmann hervor, nahm einen Schluck und reichte ihn an Klaus weiter.

Klaus nahm ebenfalls einen Schluck, setzte dann den Flachmann ruckartig ab, hustete. Wie Feuer rann der Schnaps durch seinen Körper. Er sah, wie Romani die Flasche erneut ansetzte und gierig daraus trank.

Klaus lehnte sich erschöpft zurück. Romani drängte ihm den Schnaps auf. Klaus wusste, dass sein Körper dem Alkohol nichts entgegenzusetzen hatte. Doch er griff zu. Nahm einen langen Schluck. Dann schloss er die Augen.

Eine Weile lag er da, unfähig zu einem klaren Gedanken. Der ungewohnte Alkohol toste in seinem Körper, und er gab sich dem Gefühl hin, nicht mehr reagieren zu können, nichts tun zu müssen, nichts zu denken, einem unentrinnbaren Schicksal ausgeliefert namens Tod.

Das Rattern eines Maschinengewehrs riss ihn aus dem Dämmerzustand. Romani, der neben ihm gelegen hatte, richtete sich auf. »Ein Ausbruchversuch, am Waldrand. Eine Gruppe Russen, die sich durchschlagen wollten zu ihren Brüdern, aber die SS-Posten passen

auf.« Der Junge genehmigte sich einen weiteren Schluck aus dem Flachmann. »Hier, mach ihn leer«, bot er ihn Klaus an. Doch der lehnte ab.

»Weißt du, was aus der Frauengruppe geworden ist, die vor uns aus dem Lager marschiert ist?«, fragte er unvermittelt.

Romani nickte. »Ja, die sind auch hier, irgendwo im Wald. Aber hier sind viele, ungefähr die Hälfte aller Häftlinge aus Sachsenhausen, fünfzehn-, sechzehntausend oder so.«

Klaus packte ihn am Arm. »Ich muss sie finden, hörst du, ich muss einfach.«

Romani rappelte sich hoch. Er setzte seinen Stahlhelm auf, zog seine Uniform glatt und ergriff seinen Karabiner. Klaus wollte ebenfalls aufstehen, doch Romani drückte ihn auf den Boden zurück. »Bleib hier, ruh dich aus, ich komme so bald wie möglich wieder.«

Klaus sah ihn in der Dunkelheit verschwinden. Einen Moment lang kämpfte er gegen die bleierne Müdigkeit an, versuchte, an Rebecca zu denken, fragte sich, ob sie noch lebte, sank dann aber in einen tiefen Schlaf. Er träumte von einer kalten Schneelandschaft, der Explosion einer Granate ... und schreckte hoch. Eine Hand rüttelte an seiner Schulter.

»Komm mit, ich habe sie gefunden«, sagte Romani zu ihm niedergebeugt. Einen Augenblick wusste Klaus damit nichts anzufangen, besann sich aber schnell und ließ sich von dem Jungen hochziehen. Die unverhoffte Mahlzeit und der Schlaf hatten ihm etwas Kraft zurückgegeben. Auf noch unsicheren Beinen folgte er Romani durch den Wald, vorbei an vielen kleinen Feuern, die eine Geisterlandschaft mit ausgemergelten, zerlumpten Gestalten erleuchteten, dazwischen Körper, die niemand weggeräumt hatte, Kulisse eines Totenreichs, regiert von Männern mit Totenköpfen an den Uniformen.

Klaus stolperte hinter Romani her, dessen Taschenlampe ihm den Weg wies. Würde er sie wirklich finden?, fragte er sich. Und wie würde sie

reagieren? Was sollte er ihr sagen? Was gab es in einer Situation wie dieser zu sagen? Dass es Hoffnung gebe, dass man überleben müsse, irgendwie? Dass es eine Zukunft gebe? Es war ihm egal, er wollte sie sehen, einfach nur sehen, sie berühren, sie spüren.

Nach etwa zehn Minuten blieb Romani stehen und zeigte mit dem Lichtkegel seiner Taschenlampe auf ein provisorisches Zelt. Ein SS-Mann lehnte an einem Baum, den Karabiner im Anschlag. Klaus erstarrte. »Keine Angst, er ist einer von uns, sie haben ihn genauso gezwungen wie mich«, flüsterte Romani, trat auf den Wachposten zu und holte aus seinem Tornister eine Flasche. Er drückte sie dem Mann in die Hand. »Hier, du hast nichts gesehen.« Der Mann ließ die Flasche unter seiner Uniformjacke verschwinden.

»Ich haue ab«, wandte Romani sich an Klaus. »Bleib nicht zu lange, es wird bald hell. Dann geht es weiter.«

Klaus packte ihn am Arm. »Bitte lass mir deine Taschenlampe da.«

Zögernd reichte Romani sie ihm. »Lass dich damit nicht erwischen, hörst du? Und komm zurück, sonst bin ich dran.« Er verschwand mit schnellen Schritten. Klaus ging auf das Zelt zu und öffnete es einen Spalt. Er ließ kurz die Taschenlampe aufblitzen und blickte in die erschreckten Augen einer Frau, deren Haar ihr wirr ins Gesicht hing. Sie trug die gestreifte KZ-Kleidung.

»Haben Sie Rebecca gesehen?«, fragte er ohne Umschweife.

Die Frau blieb stumm, jetzt Misstrauen in ihrem Gesicht. Sie musterte Klaus, seine Häftlingskleidung, entspannte sich etwas. »Da hinten, bei den anderen, gleich hinter dem Zelt«, flüsterte sie und zog schnell die Zeltbahn wieder zu, bevor er sich bedanken konnte. Klaus ging weiter auf eine Baumgruppe zu. Auch hier das Bild, das er schon kannte: ein paar kleine Feuer, Gestalten, die an Bäumen lehnten, wenige hatten Decken, zusammengekauert, frierend lagen die anderen auf dem feuchten Waldboden.

Jedes Mal, wenn er die Taschenlampe auf eine der Gestalten richtete, immer in der Hoffnung, es möge Rebecca sein, sah er in ein erschrockenes fremdes Gesicht. Misstrauische Blicke folgten ihm durch die Dunkelheit. Was hatte er hier zu suchen? Noch einmal schaltete er die Taschenlampe ein. Unter einem Gebüsch, das mit einigen Zweigen zu einer Art Laubhütte geworden war, sah er über einer zerrissenen Decke einen roten Haarschopf. Er kniete neben dem Körper nieder. Rebecca. Sie schlief. Ihre Wangen waren eingefallen, ihr Haar wirr und schmutzig. Er hob seine Hand, hielt inne. Er wusste nicht, was er tun sollte. Dann streichelte er über ihr Gesicht, behutsam, wie man ein krankes Kind streichelt. Rebecca öffnete die Augen, erschrocken, verwirrt.

»Psst, ich bin es, Klaus«, flüsterte er. Sie wollte sich aufrichten, aber er drückte sie auf den Boden zurück. Er wusste nicht, was er sagen sollte. Er nahm ihre Hand. Sie ließ ihn gewähren. So saß er stumm neben ihr im Belower Wald.

Langsam wurde es heller zwischen den Bäumen, die Vögel nahmen ihren Morgengesang auf. Wie laut sie zwitscherten, dachte Klaus verwundert, alles andere als lieblich. Noch immer hielten sie sich bei den Händen. Plötzlich ging ein Schreien durch den Wald. SS-Männer streiften durchs Geäst, scheuchten die Häftlinge auf zum Weitermarschieren.

Klaus erinnerte sich an Romanis mahnende Worte. Er musste gehen. Doch er wollte ihre Hand nicht loslassen. Aber durfte er den Jungen im Stich lassen? Würde Mehring ihn abknallen, wenn er merkte, dass einer der Häftlinge fehlte? Einen Moment war er versucht, die Konsequenzen auszublenden. Stand am Ende dieses Marschs nicht ohnehin der Tod? War es nicht genau das, was sie wollten? Sie alle umbringen? Ob auf einem Schiff oder mit einer Kugel im Genick oder einfach verhungern, welchen Unterschied machte das schon? Warum also nicht jetzt gleich sterben, neben ihr, mit ihr?

Der Junge, vielleicht hatte zumindest er eine Chance, dachte er. Sie hatten ihm die Uniform verpasst, vielleicht würden sie ihn leben lassen. Erneut dröhnte es durch den Wald, immer noch aus der Ferne, aber lauter, näher als am Vortag. Auch die sowjetische Artillerie war an diesem Morgen zu neuem Leben erwacht. Vielleicht würden die Russen ja rechtzeitig auf die Marschkolonnen der Häftlinge stoßen und sie retten?

Er beugte sich zu Rebecca hinunter und drückte ihr einen Kuss auf die Lippen, lange und fest. Sie rührte sich erst nicht, schlang dann aber die Arme um seinen Hals. Er löste sich langsam von ihr und sagte leise: »Bitte, bitte, halt durch, halt durch.« Wie hilflos das klang, wie erbärmlich. Noch einmal küsste er sie, dann sprang er auf und rannte durch den Wald, ihrem Sammelplatz entgegen. Atemlos kam er an, sah die Erleichterung in Romanis Gesicht, als er ihm die Taschenlampe zusteckte.

1. Mai 1945  
bei Zechlin, Mecklenburg-Vorpommern

Die Straßen waren überfüllt, lange Trecks von Wehrmachtseinheiten, immer wieder aus der Luft von Jagdbombern angegriffen, wälzten sich durch die engen Alleen, weg von den sowjetischen Truppen.

Mehring wütete immer aggressiver, schlug mit seiner Reitpeitsche, trat, prügelte mit dem Kolben seiner Maschinenpistole, schoss. Die Nervosität war ihm deutlich anzumerken. Einmal war eine Granate direkt vor ihnen auf der Straße eingeschlagen. Mehring hatte sofort zehn Gefangene erschossen. Daraufhin stellte sich ihm ein Oberleutnant der Wehrmacht in den Weg. Als Mehring noch einmal durchlud, um weitere Gefangene umzubringen, legte er seine Pistole auf ihn an. Einen Moment lang standen sie sich stumm gegenüber.

»Habt ihr immer noch nicht genug?«, sagte der Oberleutnant mit leiser Stimme. Mehring stand unschlüssig, die Maschinenpistole im Anschlag. Der Oberleutnant schien unbeeindruckt. Endlich ließ Mehring seine Waffe sinken und nahm einen tiefen Schluck aus dem Flachmann, den er in seiner Tasche bei sich trug. Wütend knallte er ihn gegen einen Baum, als er leer war.

Die Marschkolonne setzte sich wieder in Bewegung.

Klaus schleppte sich weiter, stumpf, abwesend, nur wenn ein sowjetisches Flugzeug tief über sie hinwegraste, sah er kurz auf. Rebecca hämmerte es in seinem Hirn, Rebecca. Wieder und wieder, als ob er fieberte. Er versuchte, sich ihr Gesicht vorzustellen, ihr rotes Haar, merkte, wie das Bild erneut seiner Vorstellung entglitt. Er suchte

verzweifelt, es festzuhalten, aber es wurde blasser, verschwand schließlich. Er hatte sie seit dieser Nacht nicht wiedergesehen.

Er sah, wie der betrunkene Mehring sich an einen Baum gelehnt übergab. Es war den Gefangenen nicht entgangen, dass sich einige der SS-Bewacher bereits abgesetzt hatten. Sie waren einfach in einem der Wälder verschwunden. Doch Mehring kam zurück, seine Augen dunkel gerändert, sein Gesicht fahl.

Bei Mehrings Anblick kam Klaus aus dem Tritt, stolperte. Eine Hand packte ihn am Arm. »Mach mir jetzt nur nicht schlapp, hörst du, vielleicht heute noch, spätestens morgen werden uns die sowjetischen Kameraden befreien«, flüsterte Gerhard Büchner ihm zu und ging weiter, sprach andere Häftlinge an, schien ihnen Ermutigung zuzuflüstern.

Klaus merkte, dass er langsamer wurde, dass seine Beine nicht mehr den Takt der Marschschritte halten konnten. Wieder stolperte er, diesmal über einen Stahlhelm, den irgendein Soldat geworfen hatte. Er schlug hin, sein Gesicht knallte auf den Asphalt.

Er lag still auf dem Bauch, während schlurfende Füße scheinbar endlos an ihm vorbeizogen. Plötzlich spürte er einen Tritt in die Seite. Sein Körper zog sich vor Schmerzen zusammen. Er merkte, wie sich jemand über ihn beugte, und spürte etwas Hartes an seinem Genick.

»Schluss mit dir, Freundchen«, hörte er Anton Mehrings Stimme.

Klaus wartete auf den Schuss, und er wunderte sich, dass der Gedanke nichts Schreckliches für ihn hatte. Gleich ist es vorbei, dachte er, endlich.

Der Schuss krachte, aber Klaus spürte keinen Schmerz, nichts. Dann traf ihn ein Schlag, ein schwerer Körper fiel auf ihn und begrub ihn unter sich. Etwas Klebriges, Warmes lief an ihm herunter. Er versuchte, sich aufzurichten. Der schwere Körper rutschte zur Seite. Es war Mehring. Neben ihnen stand Romani Eckstein, den Karabiner noch im Anschlag, bereit, ein zweites Mal auf den SS-Mann zu schießen.

Doch Mehring rührte sich nicht. Romani warf den Karabiner in den Straßengraben und seinen Stahlhelm dazu. Dann beugte er sich über den toten Mehring und durchwühlte seine Taschen. Er zog eine Packung Zigaretten hervor und steckte zwei an, reichte eine an Klaus weiter, paffte heftig. Plötzlich verengten sich seine Augen. Er zeigte aufgeregt auf einen flachen Hügel am Rande der Allee.

»Da, da, sieh mal«, sagte er und warf seine Zigarette auf den Boden. »Da oben, auf dem Hügel, ein Panzer!«

Klaus folgte seinem Blick. Ohne Zweifel, auf dem Hügel waren deutlich die Konturen eines Panzers zu erkennen, der seine Kanone auf die Marschkolonne gerichtet hatte.

»Das ist kein deutscher«, stellte Romani fest. »Es ist vorbei, es ist ein sowjetischer, ein T-34!«

2. Mai 1945  
Mecklenburg

**T**anz, tanz mit mir.« Seine Augen lachten unbefangen, wie die eines Jungen. Er war blond, groß und breitschultrig. Er hätte den perfekten Arier abgegeben, dachte Rebecca Miller, wie aus dem Nazi-Bilderbuch. Aber er trug eine grüne Offiziersuniform mit einem roten Stern an seinem Stahlhelm, den er achtlos neben sich geworfen hatte. Sie schämte sich dafür, dass sie ihn gedanklich in diesen Zusammenhang brachte.

»Wladimir«, sagte er und hielt ihr seine Hand hin, nicht um die ihre zu schütteln, sondern um sie zu ergreifen und sie zum Tanz zu führen. Ein Gefreiter, seine Uniformbluse geöffnet, saß auf einem Baumstamm und spielte auf seiner Ziehharmonika. So sahen sie also aus, ihre Befreier, dachte Rebecca, junge Burschen, fröhlich und irgendwie arglos.

Eine warme Frühlingssonne hatte das ungewöhnlich kalte Aprilwetter verdrängt, das den Marsch aus Sachsenhausen begleitet hatte. Die T-34-Panzer der sowjetischen Einheit standen neben einem Bauerngehöft, ihre Kanonen waren nach unten gerichtet, Ungetüme aus Stahl, die nicht zur friedlichen Stimmung dieses Nachmittags zu passen schienen.

Noch immer hielt er einladend seine Hand hin, darauf wartend, dass sie einschlug. Rebecca schaute an sich hinab. Ihre Füße steckten in Holzpantinen, ihr magerer Körper in dem gestreiften Drillich, verschmutzt und an den Ärmeln eingerissen. Ihr rotes Haar hatte sie zusammengebunden und unter der runden Mütze versteckt, die zu der KZ-Kleidung gehörte. Ihr schwindelte. Zu brutal der Kontrast zu der

Gefahr, zu der Todesangst der letzten Tage, zu unwirklich noch die Situation: Männer in Uniform, die nicht als Peiniger, sondern als lachende Tanzpartner auftraten.

»Der deutsche General hat kapituliert«, sagte Wladimir, »Hitler ist tot, und heute haben sie endlich aufgegeben, jedenfalls in Berlin.« Noch immer streckte er ihr die Hand entgegen. »Komm, lass uns tanzen.«

Zögernd nahm sie seine Hand. Sofort setzte sich Wladimir in Bewegung, umfasste ihren Körper mit seinem starken Arm und begann, sich mit ihr im Rhythmus der Musik zu drehen. Rebecca streifte die Holzpantinen ab und versuchte, sich seinen Tanzschritten anzupassen. Alles drehte sich ihr im Kopf, sie war schwach, viel zu schwach für diese Anstrengung, aber sie ließ sich mittragen und schaute verwundert in seine lachenden Augen.

Ihr Magen schien zu revoltieren, und für einen Moment empfand sie Panik. In den letzten Tagen hatte sie unter heftigen Krämpfen gelitten. Gleich nach der Befreiung waren Lastwagen des Internationalen Roten Kreuzes aufgetaucht, mit Lebensmittelpaketen für die Häftlinge. Doch die ausgemergelten Leiber vertrugen die fettreiche Nahrung nicht mehr, und das hatte zu schweren Bauchschmerzen und Durchfällen geführt, an denen ein paar sogar gestorben waren.

Einen Augenblick fürchtete Rebecca, die Krämpfe würden wieder einsetzen. Doch dann schloss sie die Augen und ließ sich forttragen von der Musik und den starken Armen, die sie umschlungen hielten. Wladimir legte seinen Kopf an ihren, und sie, erst erschrocken über die unvermittelte Nähe, wehrte sich nicht.

Plötzlich setzte die Musik aus, die Ziehharmonika verstummte. Wladimir kam zum Stehen, und Rebecca riss die Augen auf. Die Bäuerin des Gehöfts, in dem die Rotarmisten Quartier bezogen hatten, stand vor ihnen. Ein Soldat hielt sie am Arm fest. »Genosse Oberleutnant«, sagte er in Richtung auf Wladimir, »die Frau ließ sich nicht aufhalten ...«

»Entschuldigung ... Entschuldigung«, stammelte die Frau. Wladimir, der Rebecca immer noch im Arm hielt, sah sie an. »Es geht um Dieter ... meinen Sohn Dieter.« Sie machte sich los. »Er ist weggelaufen, ich konnte ihn nicht davon abhalten, mit einer Gruppe von SS-Männern. Er ist ... er ist bei der Hitlerjugend, und sie haben ihm gesagt, sie müssten Deutschland verteidigen, bis ... bis zum letzten Atemzug.« Sie sank auf die Knie und begann zu weinen. »Bitte, bitte, er ist erst vierzehn, noch ein Kind, bitte, wenn Sie ihn finden, tun Sie ihm nichts an. Er ... er weiß nicht, was er tut ... Bitte.«

Sie sah Wladimir verzweifelt an. »Er ist mein letztes Kind. Die beiden anderen sind tot. Gefallen.« Sie zögerte. »An der Ostfront«, presste sie schließlich hervor.

»Wenn er keine Dummheiten macht und sich stellt, wird ihm schon nichts passieren«, sagte Wladimir zu der Bäuerin. »Und steh schon auf. Wir knien nicht voreinander. Die Zeiten sind vorbei.«

Die Frau erhob sich und wollte sich zurückziehen, als Wladimir fragte: »Haben Sie für sie was zum Anziehen?« Er zeigte auf Rebecca.

Die Bäuerin nickte. »Kommen Sie mit, es wird schon was passen.«

Rebecca sah sich in dem halb blinden Spiegel an, der in der Diele des Bauernhauses hing. Sie drehte sich hin und her. Die Bäuerin hatte ihr ein geblümtes Kleid mit einem weißen Kragen gegeben. Es war viel zu weit, aber es sah aus wie ein Stück zivilisierter Kleidung, etwas, was Rebecca seit Sachsenhausen nicht mehr gesehen, geschweige denn getragen hatte.

Auch die Schuhe waren etwas zu groß und altmodisch, aber es waren gute Lederschuhe, und die Bäuerin hatte ihr Wollsocken dazugegeben. Zuvor hatte sie Rebecca in einer alten Wanne ein warmes Bad vorbereitet. Rebecca hatte eine halbe Stunde mit geschlossenen Augen darin gelegen. Mit ihren Händen glitt sie an ihrem mageren Körper entlang, fühlte die Rippen, die dünnen Beine. Das ungewohnte warme

Wasser entspannte sie, und sie merkte überrascht, dass Leben in ihren Körper zurückkehrte. Sie dachte an den Augenblick in den Armen von Wladimir, als er seinen Kopf an ihren gelegt hatte, und ein leichtes, angenehmes Schauern ging durch sie hindurch. Ja, sie fühlte sich in diesem Augenblick nicht mehr als ein Häftling mit KZ-Nummer, sie fühlte sich als Frau.

Sie fasste einen Entschluss: Dieses Gefühl würde sie verteidigen, es sich nie mehr nehmen lassen.

Jetzt stand sie vor dem Spiegel und versuchte ein Lächeln. Ihr rotes Haar, zuvor stumpf und schmutzig, hatte nach dem Bad einen leichten Glanz bekommen.

Die Bäuerin kam und blieb stumm hinter ihr stehen, die schmutzige Häftlingskleidung in den Händen. Rebecca nahm sie wortlos und drängte sich an ihr vorbei in Richtung Küche, wo im Ofen ein Holzfeuer brannte. Rebecca öffnete die Ofenklappe und warf die KZ-Uniform hinein. Sie hielt die Klappe geöffnet und sah zu, wie die Flammen den gestreiften Stoff verzehrten.

Wladimir saß auf einem Jeep und sprach in ein Funkgerät. Als Rebecca zurück in den Hof trat, setzte er ruckartig das Mikrofon ab. Auch die übrigen Soldaten hielten inne und starrten die rothaarige Frau an, die etwas verlegen vor ihnen stand.

Wladimir nahm das Mikrofon wieder auf und beendete seinen Funkspruch. Dann sprang er vom Jeep hinunter und ging auf sie zu. »Du siehst wunderbar aus«, sagte er ohne Umschweife. Rebecca quittierte die Bemerkung mit einem Lächeln, das schon etwas selbstbewusster ausfiel.

»Was hältst du davon, wenn wir einen Spaziergang machen?« Ohne die Antwort abzuwarten, nahm er ihre Hand. Sie verließen den Hof in Richtung eines kleinen Waldstücks, das etwa einen Kilometer entfernt lag.

Es war ein warmer Frühlingstag. Von der Ostsee wehte eine leichte Brise herüber. Rebecca fragte sich, ob es wirklich erst wenige Tage her war, dass sie Sachsenhausen verlassen hatte. Stumm liefen sie eine Weile nebeneinanderher.

»Ich habe mit dem Hauptquartier gesprochen«, sagte Wladimir endlich. »In Berlin ist es jetzt ruhig, nachdem die Deutschen ihren Widerstand aufgegeben haben. Aber noch ist der Krieg nicht zu Ende. Sie haben zwar in Berlin kapituliert, und bestimmt können sie auch anderswo nicht mehr lange durchhalten, aber noch ist nicht alles vorbei.« Er machte ein grimmiges Gesicht. »Sie müssen kapitulieren, bedingungslos. Diese Wahnsinnigen müssen bestraft werden.« Er sah zu Boden. »Ich komme aus Leningrad, mein Vater war Professor für Deutsche Literatur, Goethe, Schiller, Heine, ausgerechnet Deutsche Literatur, und ich habe auch Deutsch studiert, verstehst du, eine große Kultur, und dann ...« Er hatte die Hände in die Hosentaschen versenkt und stapfte, den Blick starr nach vorn gerichtet, voran, so dass Rebecca Schwierigkeiten hatte, mitzuhalten. »Dann kam die Belagerung durch die Deutschen, neunhundert Tage lang. Und am Ende gab es fast eine Million Tote, die meisten verhungert.« Noch immer stapfte er vorweg, in Richtung Wald. Seine Stimme war nun trotzig. »Aber wir haben nicht aufgegeben, hörst du, niemals, wir haben nicht aufgegeben, und dann hat uns die Rote Armee befreit. Und am nächsten Morgen habe ich mich zum Dienst gemeldet, trotz allem. Und jetzt bin ich hier.«

Sie hatten den Waldrand erreicht. Wladimir ließ sich auf einem Baumstamm nieder und lud Rebecca ein, sich zu ihm zu setzen. Er griff nach ihrer Hand und hielt sie fest. So saßen sie schweigend nebeneinander.

»Was ist mit deiner Familie?«, fragte Rebecca nach einer Weile. Wladimir schwieg weiter. Endlich stieß er hervor: »Tot.«

Er ließ ihre Hand los und wandte sich ab.

»Sind sie auch verhungert?«, fragte Rebecca nach.

»Nein, sie wurden erschossen«, sagte Wladimir einsilbig.

»Aber ich dachte, die Deutschen haben Leningrad nicht eingenommen«, sagte Rebecca.

Wladimir starrte auf den Boden. »Nicht die Deutschen, das NKWD. Sie haben meine Eltern abgeholt. Irgendjemand hat sie denunziert. Mein Vater war schließlich Professor, kein Arbeiter, dazu noch einer, der Deutsch studiert hatte. Das genügte.«

Rebecca rückte näher an ihn heran. Sie wollte wieder seine Hand nehmen, zögerte, nahm sie schließlich doch. Er ließ es geschehen. Dann wandte er sich ihr plötzlich zu und küsste sie, vorsichtig zuerst, dann immer heftiger. Sie fühlte eine jähe Gier in sich, ihn zu besitzen, sich diesem heftigen Ansturm hinzugeben. Bilder tauchten in ihrem Kopf auf, eine plötzliche Erinnerung an eine nasse, kalte Nacht, an einen Kuss voller Verzweiflung. Sie sah ein Gesicht vor sich, das Gesicht von Klaus Weinert.

Rebecca riss die Augen auf, um dieses Bild zu verdrängen, während sie noch immer Wladimir küsste. Sie sah eine plötzliche Bewegung, einen Schatten. Dann hörte sie den Schuss.

Wladimir sank zusammen, ohne einen Ton, mit weit aufgerissenen Augen. Hinter ihm stand ein Junge mit einem Stahlhelm auf dem Kopf, in dem braunen Hemd der Hitlerjugend. In der Hand hielt er eine o8-Pistole. Rebecca fühlte eine schwere Leere, dann wurde ihr schwarz vor Augen.

Als sie wieder aufwachte, lag sie auf einem grünen Militärlastwagen, der neben dem Bauernhof stand. Sie richtete sich erschrocken auf. Neben ihr lag unter einer Zeltbahn ein Mensch, seine Stiefel lugten hervor, Wladimirs Beine. Neben dem Lastwagen stand der Gefreite, der kurz zuvor noch die Ziehharmonika gespielt hatte. Das Dach des Bauernhofs war eingestürzt, die Dachbalken waren verkohlt und qualmten noch. Der Geruch von verbranntem Holz lag in der Luft. »Wir haben den

Schuss gehört, sind in Wald und finden Schwein«, sagte der Gefreite in gebrochenem Deutsch.

Vor dem Haupthaus stand ein großer Kastanienbaum. An einem der Äste hing an einem Strick der Körper eines Jungen im braunen Hemd der Hitlerjugend. Unter dem Baum lag die Bäuerin in einer Blutlache, neben ihr ein Küchenmesser. Sie hatte sich damit die Pulsadern durchtrennt, als die Russen ihren Sohn aufhängten.

8. Mai 1945  
Berlin

Die Nacht hatte er im Bahnhof Zoo verbracht, auf dem Boden, zu müde, um es noch bis zu seinem Elternhaus zu schaffen. Als Klaus sich am Morgen aufrappelte, schaute er in die Gesichter um sich, erschöpfte graue Gesichter, er hörte ihre Stimmen, die unterschiedlichen Sprachen und Dialekte, Polnisch, Holländisch, Französisch, Deutsch mit starkem Akzent, Ostpreußisch, Sächsisch, Schlesisch. Sie alle waren Strandgut des Krieges: ausländische Zwangsarbeiter, Flüchtlinge, freigelassene Lagerinsassen. Beinahe instinktiv hatte er die Gesichter abgesucht, und erst nach einer Weile, als er den Bahnhof schon verlassen wollte, hatte er sie gesehen, von hinten, eine Frau mit rotem Haar.

Klaus hielt den Atem an. Zögernd, dann schneller ging er auf sie zu, berührte sie an der Schulter. »Rebecca?« Die Frau drehte sich um. Erschrockene Augen schauten ihn an, Augen in einem Gesicht, das ihm fremd war, älter, runder. »Oh, Ver... Verzeihung«, stotterte er. »Ich dachte ... Verzeihung, ich habe mich geirrt.«

Der Schrecken in ihren Augen war gewichen. »Schon gut«, sagte sie. »Alle suchen hier irgendwas, ihre Kinder, ihre Männer, etwas zu essen.«

Klaus kramte in dem alten Wehrmachtstornister, den er sich umgehängt hatte, und nahm eines der Brote, die ihm die Russen in Mecklenburg mit auf den Weg gegeben hatten, heraus, brach ihr die Hälfte ab, dazu eine Wurst. Sie nahm beides entgegen und versteckte es schnell unter ihrem Mantel.